Herzensirren.

Roman von Ormanos Sanoor.

(Schluß.)

Es ist November!

In dem deutschen Vaterland trieb der Herbststurm die letzten Blätter über die kahlen Stoppeln, und harte Nachtfröste vernichteten die letzten spärlichen Reste sommerlichen Lebens. Schon rüstete der Winter sich, sein scharfes Regiment zu führen.

Unten aber an den lachenden Gestaden des Mittelmeeres träumte noch der Frühling unter Rosen.

Ein lauer Wind kräuselte die tiefblaue Fläche des Meeres und trieb mit leisem, melodischem Rhythmus die schaumgekrönten Wellen an das Ufer, wo sie die weißen Marmorstufen einer dicht am Strande liegenden, von Orangen und Palmen grün umschatteten Villa benetzten.

Auf der Terrasse dieser Villa stand, an die Brüstung gelehnt, ein junges Paar und schaute auf das funkelnde, in der Ferne wie brennendes Gold flammende, Meer hinaus. Man brauchte sie nicht ange zu beobachten, um in Beiden Neuvermählte zu erkennen, obgleich das dunkle Haupthaar und der Vollbart des Mannes bereits von einzelnen Silberfäden durchzogen war, während die langen, hellblonden Zöpfe, die der jungen Frau über den Rücken wallten, sie wie ein in der allerersten Jugendblüthe stehendes Mädchen erscheinen ließen. Aber auf Beider Gesichter lag der Abalanz inneren Glückes so deutlich, in Beider Augen, sobald ihre Blicke sich trafen, strahlte so intensiv der Sonnenschein warmer Liebe, wie sie nur die Herzen zweier Menschen, die in innigster Gemeinschaft leben, verbindet.

Professor Gottfried Theodor Hanssen und seine junge Frau verlebten an der Riviera ihre Flitterwochen. Der Professor war wieder ganz hergestellt; nur eine leichte Blässe erinnerte noch an die überstandene Verwundung und das nachfolgende Krankenlager.

Bis in den Januar wollten sie auf diesem paradiesischem Fleckchen Erde bleiben. Dann beabsichtigten sie fröhlich ein Stück Welt zu durchwandern, um erst im nächsten Jahr um die Zeit der Rosenblüthe wieder heimzukehren in das alte Patrizierhaus der Hanssens.

Sie sprachen eben von der Heimath. Aus der Ferne tönte der Pfiff einer Lokomotive zu Beiden herüber. Am Horizont verschwand die letzte Rauchwolke des forteilenden Zuges.

Da, mitten in ihrer Unterhaltung, brachen plötzlich Beide ab und wandten sich nach der Richtung, aus der ihnen plötzlich ein deutscher Gruß und bekannte Stimmen entgegenschallten.

„Holmgarten und Irma!" rief Hanssen freudig überrascht. „Das ist aber eine Ueberraschung!"

„Nicht wahr, das ist eine Ueberrumpelung im buchstäblichen Sinne des Wortes?" rief Holmgarten fröhlich, die Hand des ihm entgegen eilenden Freundes schüttelnd, während Frieda und Irma einander umarmten. „Und daß Ihr es nur gleich wißt; vor acht Tagen werdet Ihr uns nicht wieder los! Eine ganze Woche wollen wir uns bei Euch einquartiren! Das steht fest!"

„Hoffentlicht nicht so fest, daß Ihr nicht noch eine Woche drauflegt!" sagte der Prossor scherzend. „Wo kommt Ihr denn übrigens jetzt her?"

Von Nizza kamen sie; acht Tage waren sie bereits unterwegs; fünf Wochen wollten sie noch reisen, um dann heimzukehren und das Christfest daheim am häuslichen Herd zu verleben; sie brachten eine Menge Grüße mit. Besonders Tante Melitta, die zur Hochzeit nach Pest gereist war, hatte ihnen viele Grüße an das an der Riviera weilende Paar aufgetragen.

Die Gute bildete sich steif und fest ein, daß sie eigentlich die intellektuelle Urheberin auch dieser Ehe sei. Wie sie sich das zusammenreimte, blieb freilich ein Räthsel, aber man gönnte ihr gern das erhebende Bewußtsein, auch in diesem Falle als Glücksstifterin fungirt zu haben.

Als die beiden jungen Frauen am Abend ein wenig am Strande promenirten, während die Herren auf der Terrasse ihre Cigarren sich angezündet hatten, zog Holmgarten plötzlich eine Zeitung aus der Tasche und gab sie dem Professor.

Schweigend las dieser die mit Rothstift bezeichnete, aus Monako datirte Notiz:

„Heute Morgen erschoß sich in den Anlagen ein Deutscher, der Abends zuvor sein ganzes Vermögen am Spieltisch verloren hatte. Die bei dem Selbstmörder gefundenen Papiere lauteten auf den Namen Corille."

„Das Ende vom Liede!" sagte der Professor ernst, indem er dem Vetter das Blatt zurückreichte.

Holmgarten nickte; dann sprachen sie nicht weiter über eine Sache, die nur unerquickliche Erinnerungen in ihnen wecken konnte.

Einer gleichen Eingebung folgend, blickten Beide nach dem Ufer, wo die beiden jungen Frauen traulich Arm in Arm wandelten. Und der gleiche Gedanke beseelte in dieser Minute wol Beide: Aus den Trümmern ihrer ehemaligen Jugendträume war ihnen Beiden ein neues holdes Glück erblüht; aus den Schatten der Vergangenheit war ihnen Beiden das Morgenroth eines neuen, sonnigen Lebenstages aufgegangen. Sie hatten Beide voreinst, wie Todtkranke, ihre Krisen durchgemacht, aber der Lenker aller Geschicke hatte sie gesunden lassen und Alles zu einem herrlichen Ausgang geführt aus dem Labyrinth von menschlichem Irren, — von Herzensirren.

Im Feuerland.

„Steuerbord hart Steuerbord!" schallt es von der Kommandobrücke.

Der Mann am Ruder reißt das Rad des Dampfsteuers in rasender Schnelligkeit herum, und fast sofort beschreibt der gewaltige Schiffskoloß eine grandiose Kurve von annähernd 45 Grad. Der hintere Schiffstheil gleitet nur wenige Meter von der Uferböschung vorüber, fast könnte man die überhängenden Baumzweige greifen.

Der Kapitän stellt den Zeiger des Maschinentelegraphen auf „Halbdampf", augenblicklich meldet ein Glockenzeichen, daß der dienstthuende Ingenieur den Befehl verstanden hat. Das dumpfe bohrende Geräusch der Schraube läßt nach und hört endlich ganz auf.

„Stopp!" Der Dampfer fährt durch das ruhige Wasser langsam weiter, bis plötzlich Gegendampf gegeben wird. Durch den Eisenrumpf geht ein Zittern, es ist, als wollte er sich nicht zurückhalten lassen. Aber schon hört man vorn ein Klatschen und dann das nervenzerrüttende Klirren der Ankerkette, die sich vom Spill abrollt. Jetzt ein scharfer Ruck, und der Dampfer steht.

Vier Uhr Nachmittags ist es erst, und doch muß man schon vor Anker gehen, denn schon verschwindet die Sonne hinter den schneebedeckten Bergriesen am Horizont, und der feuerländische Archipel ist ein gefährliches Gebiet. Mehr als eine Mastspitze ragt aus dem tiefgrünen Wasser der engen Kanäle hervor. — Die Fahrt durch dieses Insel- und Klippengewirr erfordert tüchtige und erfahrene Seeleute.

Den Reisenden ist der Aufenthalt ganz recht. Ueber das weltentlegene Südende des amerikanischen Kontinents hat die Natur ihre Gaben in verschwenderischer Fülle gestreut. Und wenn der Seefahrer aus dem rauhen, stürmischen südatlantischen Ozean in diese stille Inselwelt einbiegt, so wird ihn stets wieder dasselbe Gefühl der Bewunderung ergreifen.

Vorn am Ankerspill stehen einige brave Blaujacken übergelehnt und tauschen allerlei tiefsinnige Bemerkungen aus.

An die großartige Szenerie haben sie sich schon gewöhnt. Das prachtvolle Landschaftsbild, die weißblauen Gletscher, der tiefgrüne Urwald und unten am Strand die großen, leuchtenden Blumen machen keinen Eindruck mehr auf unsere biederen Seeleute. Denn heute wollen sie noch Geschäfte machen.

Ihre Tauschobjekte: Tabak, Schiffszwieback und minderwerthige Messer haben sie schon sorglich bereitgestellt, nun können die Pescheräh-Indianer kommen.

Die Pescheräh! — „Lehmänner" nennt sie der deutsche Matrose, und sie hören auf diesen Namen und scheinen sogar stolz darauf zu sein. Es ist immer ein Fest auf dem Schiff, wenn das friedliche, harmlose Völkchen in seinen ausgehöhlten Baumstämmen angerudert kommt. Zumal die Matrosen begrüßen jedes Boot mit lautem Halloh. Gilt es doch die vielbegehrten Fischotter- und Vogelbälge einzutauschen, aus denen für die Anna oder Grete fern in der Heimath so hübsche Pelzsachen gemacht werden können.

Die kurze Entfernung vom Ufer ist bald zurückgelegt. Die Insassen legen ihre Boote längsschiff und klettern mit Katzengewandtheit an den ausgehängten Tauen empor. Den neugierigen Blicken der Passagiere setzen sie den größten Gleichmuth entgegen und richten auf dem Verdeck eine Art fliegendes Waarenlager ein. Ihr Benehmen ist ziemlich ungenirt, sie würden sogar das Heiligthum der Kommandobrücke profaniren, wenn nicht der biedere Bootsmann Klaus die ihm übertragene Cherubrolle mit Energie und viel Geschick durchführte.

Drüben hinter dem Felsvorsprung, wo die Rauchsäule aufsteigt, wird es jetzt lebendig. Die Schildwache hat das Lager alarmirt, nun macht sich „Familie Lehmann" auf, um dem Dampfer ihren Anstandsbesuch abzustatten. Da das abgehärtete Naturvolk trotz des oft sehr rauhen Wetters fast ganz auf Adams Sommerkostüm schwört und nur im Winter eine Art Pelzumhang benutzt, so ist keine besondere Toilette nöthig. Nur die Weiber — und nicht nur die jüngeren — nesteln fortwährend an ihrem Haar und den primitiven Schmucksachen herum, augenscheinlich in der Absicht, auf die Fremden einen möglichst vortheilhaften Eindruck zu machen.

„Will sei wull! Nu kiekt die Swinegels! Hüt Morgen hewwen wi erst schüert, nu is dat Deck all wedder smierig!" Diese und ähnliche Bemerkungen, stets von einer weniger anmuthigen als deutlichen Handbewegung begleitet, verfehlen ihre Wirkung nicht.

Madame Lehmann ist von den Damen durch allerlei Zeichen aufgefordert worden, ihre Familie vorzustellen, was sie denn auch mit augenscheinlichem Stolz thut. Zuletzt faßt sie mit kräftigem Griff in eine Art Korb und holt ein zappelndes und schreiendes Etwas heraus, das sich bei näherer Besichtigung als ihr jüngster Sprößlich zeigt. Das dem kleinen Feuerländer entgegengebrachte Interesse weiß sie mit Schlauheit und einer gewissen Schnorrerbefähigung auszunutzen. Dem Anschein nach ist ihr das Kind eine wahre Goldgrube für die Familie.

Inzwischen hat die Fell- und Mineralienbörse ihr Ende erreicht. Die Pescheräh sind mit Schiffszwieback, Messern, Tabak und ähnlichen Herrlichkeiten wieder einmal versorgt und steuern nun, durch Güte und ein wenig Nachhilfe dazu veranlaßt, den heimischen Penaten zu. Schon senkt sich die Nacht herab, es ist nicht rathsam, die Ehrlichkeit der braven Lehmänner auf eine allzu harte Probe zu stellen.

Auf dem Schiffe wird nach dem Abendessen noch ein wenig promenirt, die wunderschöne Mondnacht ladet förmlich dazu ein. Vom Ufer her leuchten die Lagerfeuer der Eingeborenen, die Uferfeuer, die schon Magelhaens erwähnt, und die dem Lande seinen Namen gegeben haben.

„Fenster und Bullaugen zu! Ruhe im Schiff!"

Vorn in den Mannschaftsräumen wird es dunkel, und bald erschallen auch aus den übereinander liegenden "Kojen" mehr oder minder harmonische Schnarchtöne.

Da plötzlich richtet sich einer der Schläfer halb empor, wirft scheue Blicke um sich und steht endlich auf, nachdem er sich vergewissert hat, daß ihn Niemand beobachtet.

Dann holt er aus dem Winkel ein Wachstuchbündel hervor und bindet es auf den Rücken. Nachdem er sich nochmals überzeugt hat, daß alles tief schläft, zieht er leise die Thüre hinter sich zu und steigt in den oberen Raum des Vorderstevens, in den auch die Ketten der Anker münden. Er zwängt sich durch eine der engen Oeffnungen und klettert an der straffgespannten Kette hinab. Beim Wasserspiegel angelangt, läßt er los und schwimmt so geräuschlos als möglich dem Lande zu.

Der Mann am Ausguck schreckt aus seinem Halbschlummer auf. Ihm ist, als hätte er ein leises Klirren und Plätschern gehört. Aber das wird wohl ein Seehund gewesen sein oder ein Pinguin. Damit beruhigt sich der treuherzige Friese und dämmert behaglich weiter . . . . .

Am andern Morgen erhält der Kapitän seinen Kaffee nicht zur rechten Zeit, ein Verbrechen, das auf See dem Elternmord wenig nachsteht. Er geht in seiner Kabine fluchend auf und ab und schüttelt ab und zu das Handgelenk. Wahrscheinlich will er Pieter, dem Schiffsjungen, der mit seiner Bedienung betraut ist, einen liebevollen Empfang bereiten.

Endlich wird ihm der Morgentrank gebracht, aber nicht von dem Kajütenjungen, sondern vom zweiten Koch, der ihm auf seine Frage, wo denn Pieter stecke, zur Antwort giebt, er wisse es auch nicht, und es würde schon überall nach ihm gesucht.

„Da soll doch ein Donnerwetter einschlagen! Wir wollen weiter, und der verfl . . . . Bengel macht uns solche Streiche! Na, Gott sei Dir gnädig, wenn wir Dich erwischen!"

Der alte Kapitän will sich nicht merken lassen, daß er um den Jungen sehr besorgt ist trotz seiner vielen dummen Streiche.

Er begiebt sich auf das Deck. „Schraube klar" und „Fertig" melden die Signale, man wartet nur noch auf den Befehl zur Abfahrt.

Aber was geht denn drüben am Ufer vor sich? Zwei braune Kerle packen einen blaugekleideten Menschen in dem man durch das Fernrohr sofort unsern Pieter erkennt, in ein Boot und steuern mit ihm auf den Dampfer zu.

Gleich an der Landungstreppe nimmt der alte Klaus den Deserteur in Empfang und führt ihn unter gütiger Assistenz des Schiffszimmermanns in nicht allzu sanfter Weise vor den Kapitän. Die beiden Feuerländer folgen grinsend, und die Passagiere treten neugierig näher.

Vom Kapitän wird die Sitzung mit ein paar schallenden Ohrfeigen eröffnet, die er dem armen Sünder von rechts und links „anklebt".

„Bard . . . . Bengel!" richtet er an Pieter das Wort. Dann folgt eine Reihe von Vergleichen mit nahezu sämmtlichen Vertretern des Thierreiches und zum Schluß die Frage, was er denn mit seinem Ausrücken bezweckt habe.

„Hüptling hab' ich werden wollt", giebt Pieter in seinem besten Hochdeutsch zur Antwort.

„Was? Häuptling? Lehmänner-Häuptling?"

„Jawoll, Herr Captein. Sehn's, Herr Captein, unserein hat doch was 'lernt un ich, ich hab' das immer in die Bücher gelesen, daß ein gebildt'ner Mensch Indianerhüptling werden kann. Und da dacht' ich mich so . . . ."

Er kann nicht weiter sprechen. Alle Umstehenden, Passagiere und Mannschaften, brechen in ein schallendes Gelächter aus. Auch über das Gesicht des Kapitäns zieht ein Lächeln, dann aber begiebt er sich auf die Kommandobrücke und giebt den Befehl zur Abfahrt.

Der alte Klaus nimmt sich des Exhäuptlings liebreich an, indem er ihn beim Kragen nimmt und in die Schiffsküche führt, woselbst er der eines Herrschers eigentlich nicht würdigen Beschäftigung des Kartoffelschälens obliegen soll:

„Süh so, mien säuten Jung, kumm man mit! Aber heww' ick et nich immer seggt? Dat kümmt all von dat ole Lesen in die Bücher!"

Inzwischen ist die Schraube angegangen, und der Dampfer steuert weiter in den thaufrischen Morgen hinein.

In der Kombüse aber sitzt Pieter und schält Kartoffeln. Ueber sein Antlitz rinnen dicke Thränen und hinterlassen deutliche Spuren, denn der Junge hat sich zur würdigen Vorbereitung auf die Häuptlings-Carrière schon verschiedene Tage nicht mehr gewaschen.

Jedesmal, wenn er durch das kleine, runde Fenster ein Stück Land sehen kann, schluchzt er auf, daß es einen alten Hund jammern könnte.

Es wär' zu schön gewesen!

Die Sternseherin.

Hanna Gellert, die Tochter des Pastors Gellert in dem reichen Kirchdorf Schönweiler, war bei den Gutsbesitzern und Bauern der Umgegend nicht halb so beliebt wie ihre Schwester Martha. Der Grund dafür war ziemlich ersichtlich, und der dicke Platen mit dem Rothweingesicht pflegte zu sagen: „Die Martha ist eine fixe Dirn', der Keiner ein altes Huhn andrehen kann! Wenns Mittag ist, kocht sie, und Nachts schläft sie, und das Handeln hat sie höllisch los. Sie kennt die Butterpreise besser als ich. Aber die Hanna hat einen Brummer im Kopf. Das kommt vom Sternkieken. Wenn sie einen Mann kriegt, der wird sich mal umsehen. Aber Gott sorgt für Alles — sie kriegt keinen."

Und der dicke Platen hielt sich darin für ein Orakel. Gerade in der letzten Zeit hatte er mehr als sonst mit den beiden Pastorsmädels zu thun. Denn sein vierzehn Tagen weilte sein Sohn hier, der Doktor, der sich von den Strapazen des medizinischen Staatsexamens ausruhte und sich demnächst irgendwo als Arzt niederlassen wollte.

Sein Vater hatte sich zwar längst ein ganz bestimmtes Zukunftsschloß für ihn gezimmert. Aber als Diplomat rückte er nicht damit heraus, sondern versuchte, den Sohn selber auf den rechten Weg zu bringen. Und deshalb erzählte er so viel von den Pastorenmädels, besonders von Martha, pries sie als Muster aller weiblichen Tugenden und schwärmte so, daß selbst einem Stockfisch der Mund nach diesem Idealgeschöpf wässern mußte.

Johannes Platen, der junge Doktor, war nun absolut kein Stockfisch. Er kannte die Familie Gellert von Jugend auf, der Pastor hatte ihn konfirmirt, und manchmal schon, wenn er ein halbes Stündchen vorsprach, hatte er sich Martha angesehen und im Stillen gesagt: soll ich? soll ich nicht?

An einem Juli-Abend, an dem die Blumen stärker dufteten und die Nachtfalter wie berauscht am Seifenkraut hingen, hörte er, wie sein Vater drinnen zur Mutter sagte: „Der Junge soll seinen Weg allein gehen, er soll heirathen, wen er will. Aber ich an seiner Stelle hätte mir die Martha Gellert schon lange geholt. Dann läßt er sich hier in Schönweiler nieder, hat im Handumdrehen die beste Praxis, die er finden kann, hat ein famoses Weib und Alles, was sein Herz begehrt. Wir selbst haben ihn auf unsere alten Tage in der Nähe, und da der alte Gellert ein wohlhabender Mann ist, so kriegt er mit dem Mädel auch ein schönes Stück Geld."

Die Fenster standen offen, Johannes Platen saß im Garten — so hörte er die Worte genau. Daß sein Vater sie nur daraufhin gesagt, ahnte er natürlich nicht.

Zum ersten Male war so klar und deutlich ausgesprochen, womit er selbst sich schon getragen. Und Alles war einleuchtend. Er war wirklich ein Narr, wenn er nicht zugriff.

Der Blumenduft ward stärker. Wie schön mußte es sein, jetzt mit einer geliebten Frau Hand in Hand zu sitzen und in den wunderbaren Sommerabend hineinzusehen. Wie eine große Sehnsucht kam es über ihn. „Sei kein Narr", sprach eine Stimme in seiner Brust, „hol' Dir Dein Glück, ehe es zu spät ist."

Und plötzlich stand Johannes Platen auf. Er wollt' es wirklich holen.

„'N Abend, Herr Doktor," rief ihn der Nachbar an, „noch ein bischen spazieren gehen?"

„Danke, ja, will auch mal zu Pastors vor."

„Dann grüßen Sie man schön von mir. Ach ja, ja."

„Pastors" saßen im Garten um den runden Tisch. Der Alte rauchte die Pfeife. Die Mutter strickte. Martha räumte eben den Tisch ab.

Sie war ein kräftiges Mädchen, das nirgends ein Stäubchen duldete und sich in der Arbeit nicht stören ließ.

Auch jetzt begrüßte sie den herzlich willkommen geheißenen Gast nur kurz und trug dann die Butter und die übrigen Abendbrodreste in die Küche zurück.

Bald war ein behäbiges Gespräch im Gange. Johannes Platen fühlte sich wohl dabei. Nur daß Martha, an die er so gern die entscheidende Frage richten wollte, fast nie zum Sitzen kam. Bald mußte eine neue Flasche Wein gebracht werden, bald hieß es nachzusehen, ob das Vieh im Stalle auch gut untergebracht war, bald hatte sie Verdacht, daß die neuangekommene Magd an die Konservenbüchsen ging und stürmte von Neuem in die Wohnung, um den Schrank zuzuschließen.

Johannes Platen dachte an seinen Vater und sprach: „Das Fräulein Martha ist wirklich in der Wirthschaft unersetzlich, Frau Pastor. Man sieht so recht — selbst am Abend legt sie die Hände nicht in den Schoß."

Ehe er eine Antwort erhalten konnte, rief drüben von den Ställen das junge Mädchen selber: „Wollen Sie unsere Kaninchen sehen, Herr Doktor?"

Eilfertig schritt er hinüber. Als er die possirlichen Thiere bewunderte, sagte sie: „Das Fleisch, richtig zubereitet, ist vorzüglich. Die meisten Leute verstehen es nur nicht." Und dann erklärte sie triumphirend, wie man es machen müsse.

„Fräulein Martha", unterbrach er sie plötzlich.

„Etwas süß ist das Fleisch ja", hatte sie eben gesprochen — nun hielt sie inne und sah ihn an.

„Ich möchte gerne etwas Wichtiges mit Ihnen bereden, der Abend ist so schön, schlendern wir durch den Garten."

Sie lachte auf.

„Was denken Sie! Nachher mit tausend Freuden, aber jetzt muß ich den Mädchen noch wegen morgen Bescheid sagen. In einer Viertelstunde bin ich da. Dann wollen wir auch besprechen, wann Sie mal zum Kaninchenbraten zu uns kommen."

Sie nickte und fort war sie.

„Zum Kuckuck, ja — warten, warten, warten!" Sie hatte keine Zeit, seine Liebeserklärung anzuhören, weil sie mit den Mädchen dolmetschen mußte.

Er ging sinnend zurück und fragte erst jetzt nach Hanna. Natürlich war sie auf ihrem „Observatorium".

„Darf man da rauf?" fragte er.

„Warum nicht? Bringen Sie sie mit!"

Er kannte die Wege und Stege im Pastorsgarten so gut wie die in seinem eigenen. So schritt er quer hindurch. Dicht am Zaun fast lag ein Keller mit plattem Dach. Ein starkes Gerüst war darauf gesetzt, das sich droben zu einer geschützten Platform erweiterte. Zu dieser Platform führte eine Leiter. Und die Leiter stieg Johannes Platen jetzt empor.

„Er ging leise wie ein Marder, ohne selbst zu wissen warum. Und bald konnte er hinaufsehen. Sein Gesicht wurde erstaunt, sein Fuß blieb auf der Sprosse der Leiter stehen, als könne er nicht weiter.

Auf der Platform saß Hanna. Ein Fernrohr, einen Sternatlas und mancherlei andere Gegenstände hatte sie neben sich, aber sie sah nicht nach dem Himmel.

Auch Johannes Platen sah sie nicht. Ihr Gesicht war halb nach der anderen Seite gewandt. Ueber den Garten schaute sie hinweg in die mächtige Welt und die feierliche Stille, scheinbar ganz benommen von dem wunderbaren Duft des Abends.

Der junge Doktor wagte nicht zu athmen. Du er gerade so hoch gestiegen war, daß sein halber Kopf über die Plattform hinausragte, mußte er emporschauen und sah die feine Linie von Hannas Profil gegen den sternbesäeten dunkelblauen Nachthimmel unbeweglich stehen. Drüben lagen die Felder im Schweigen, man sah über die Bäume fort auf schlafende Häuser, ein Vogelruf kam von fern, und nirgends wucherte der Flieder üppiger als hier. Als hätten die Syringenbäume sich an dem Gerüst emporgezogen, rankten sie darum, und ihre weißen und violetten Blüthentrauben schwankten im Zuge, als wollten sie das einsame, ganz versunkene Mädchen grüßen.

Einen Augenblick war es Johannes Platen wie ein Märchen. Dann schüttelte er den Bann ab, stieg höher und sagte:

„Ist es erlaubt, zu stören, Fräulein Hanna?"

Halb erschrocken, halb unwillig drehte sie sich um. Als sie ihn erkannte, ward sie leicht roth und sagte: „Wollen Sie auch in die Sterne sehen? Der Himmel ist günstig dafür und alle Wunder kommen heut zum Vorschein."

Er war neben sie getreten. Stille herrschte. Die Nacht mit ihrer Herrlichkeit und der Fliederduft erfüllten sein Herz. Vielleicht um so mehr, weil er Jahre lang in den Großstädten gewesen war.

„Haben Sie denn wirklich eben jetzt Astronomie getrieben?" fragte er. Hier oben mußte man leise sprechen, als wäre es ein Allerheiligstes.

Sie wandte sich kaum.

„Und warum nicht?"

„Weil die Nacht zu schön und die Sehnsucht zu groß ist."

Jäh verwundert lagen ihre großen, dunklen Augen auf ihm. Und als wären sie ertappt auf Irrwegen, ward sie langsam roth.

„Nehmen Sie das Fernrohr," sprach sie hastig, wie um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Da ist der „Große Bär" und hier die Sternkarte. Nun können Sie weitergehen und die anderen nennen. Gleich daneben — die kleineren — das sind die „Jagdhunde". Und etwas weiter das „Haar der Berenice". Sehen Sie es?"

Er nahm das Fernrohr vom Auge und wandte sich zu ihr, die neben ihn getreten war. Der Eifer der Belehrung mochte ihre Wangen färben. Vielleicht auch etwas Anderes.

„Das Haar der Berenice," antwortete Johannes Platen, „— ja, natürlich!"

Dabei sah er ihr Haar an. Es mußte sehr weich und seidig sein, ein Haar, das man küßt, ein Haar, durch das man gern in geheimer Liebkosung die Hand gleitet. Mühsam genug hielt es ein silberner Pfeil. Und der Pfeil stach wundervoll von den Flechten ab.

„Er ist wundervoll, der Pfeil," sagte er.

Erstaunt blickte sie auf.

„Sie haben die Richtung verloren. Der „Pfeil" ist ja in der Milchstraße. Wir haben doch viel größere und schönere Sternbilder."

Er räusperte sich.

„Ja, so," erwiderte er, „das hab ich . . . . . allerdings verwechselt. Wissen Sie übrigens, Fräulein Hanna, daß wir als Kinder die Sterne manchmal zusammen angucken?"

Sie nickte, sprach aber nichts. Auch er war ruhig. Nein, er kannte die Gestirne droben nicht mit Namen, es war ihm auch gleichgiltig, wie sie hießen, aber ein Schauer zog ihm durchs Herz, als er emporsah in ihre goldene Majestät. Hier oben war wirklich heiliger Boden. Als ob man dem Himmel um viele Meilen näher war und nicht um die paar Meter, als ob die Seele hier groß und frei und andächtig würde und abwürfe, was der Tag an Kleinlichkeit ihr auferlegt.

Martha fiel ihm ein, der Kaninchenbraten nach dem neuen Rezept, ihr Herumwirthschaften — — und plötzlich schüttelte er sich. Sie hatte keine Zeit für Wunder, Andacht und Stille, sie hatte nicht einmal Zeit für das, was er ihr sagen wollte. Ob es Hanna auch so ging?

„Wenn ich Sie fragte, Fräulein Hanna, eine wichtige, ernste Frage — würden Sie Zeit haben, mir zuzuhören, oder müßten Sie die Milchstraßensterne einzeichnen?"

Die Worte kamen so abrupt heraus, daß er sich selbst ärgerte. „Die Sterne kommen wieder," sagte sie, „Menschen vielleicht nicht. Was wollen Sie fragen?"

„Ob wir Beide . . . wir Beide . . . . . hm, wir haben doch als Kinder die Sterne gesucht. Wissen Sie noch welche?"

Es war eine Verlegenheitsantwort.

Aber ganz ernst erwiderte sie:

„Ich erinnere mich des einen Abends genau. Sie suchten die Jungfrau. Ich glaube —" dabei nahm sie das Fernrohr — „Sie finden sie auch heute nicht. Sie muß ganz fern am Horizont stehen."

Er athmete tief. Und während er sich ganz dicht zu ihr beugte, als wollte er durch das Glas schauen flüsterte er:

„Oder ganz, ganz nahe. Ich glaube, ich hab sie heut gefunden."

Er hielt den Athem an. Sie wurde glühend roth, ließ aber das Fernrohr nicht vom Auge.

„Und wenn ich sie frage: Du schöner Stern, trägt Dein Herz heut nicht dieselbe große Sehnsucht wie meins, und kann diese große Sehnsucht uns nicht für immer zusammenbinden? Wenn ich frage: wollen wir Beide, die wir als Kinder schon gern nach den Gestirnen geschaut, es nicht auch weiter thun und nach Tagespflicht und -Arbeit nach oben blicken mit freiem Herzen — was meinst Du? Das wollt ich fragen — nichts mehr!"

Hanna Gellert ließ das Glas sinken. Ihre Hände zitterten, ihre Gestalt zitterte. Hart schlug das Fernrohr auf den hölzernen Boden. Sie selbst barg ihr Gesicht in den Händen

Doch als er sie umschlang, wehrte sie ihm nicht. Die große Sehnsucht, die sie zu den ewigen Lichtern des Himmels geführt, erfüllte sie. Die Sterne, zu denen die Kinder emporgeschaut, gaben ihr den heimlich Geliebten und segneten ihr Glück.

Die Nacht rauschte und redete. Ihre Herzen rauschten und redeten noch stärker, aber ihr Mund blieb still. Sie küßten sich und sahen sich tief in die Augen. Und die Welt versank um sie — — —

„Himmel Donnerwetter!" tönte es plötzlich, und ganz unpastormäßig wüthend reckte sich das Gesicht über die Platform.

„Das ist ja rein . . . . also dazu benutzt man das Observatorium! Ich denke, Sie wollen in die Sterne sehen — und — und — —"

Johannes Platen faßte sich.

„Das that ich auch und thu ich, bester Herr Pastor," und dabei schaute er wieder tief in die Augen der glücklichen Braut; „haben Sie denn schon mal schönere Sterne gesehen? Und da ich sie fürs ganze Leben behalten möchte, so bitten wir Beide, daß Sie das Amen sprechen."

Es dauerte geraume Zeit, ehe der Alte sich faßte. Aber dann ging es im Triumph zu dem runden Gartentisch.

Martha Gellert kam gerade aus der Küche.

„Da sind Sie ja, Herr Doktor! Also was haben Sie mir Wichtiges zu sagen? Schießen Sie los!"

Er wurde fast verlegen.

„O danke . . . . wirklich nichts . . . ich hab nun schon mit Hanna gesprochen, Fräulein Martha. Wie ist denn das mit dem Dienstmädchen?"

„Alles besorgt. Ach, man freut sich doch, wenn man während der Zeit, wo die Anderen schon faullenzen, was gethan hat."

Da lachte Johannes Platen und legte den Arm um den Nacken der Sternseherin.

„Nein," sagte er, „das müssen Sie nicht glauben, Fräulein Martha. Ganz unthätig waren wir auch nicht. Wir haben uns unterdessen verlobt. Es ist ja nicht so viel wie Wirthschaften, aber schließlich ist es doch auch was!"